



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 233.

Samstag, 29. Oktober

1927.

(17. Fortsetzung.)

Schattenpuppen.

(Nachdruck verboten.)

Ein Roman aus Java von Willy Seidel.

Die Schildpattdose.

Es geht hoch her bei Mijneer van Kersten.

In den Kelchgläsern siedet Sekt; man ist in Solo, Soerakarta, mitten im Herzen der Vorstenlanden, im Zentrum von Altjava; und Rehmerdill fühlt sich wohl. Der stiere Blied und das ältliche Kopfwiegen haben ihn verlassen. Er spannt mächtig aus, den Teufel ja. Hier kann man es tun, wer will ihn hindern? Alles befördert und schürt ein rosiges Behagen.

Tritt eine Pause im Mahle ein, so hört man leises Sohlenplatschen auf den Fliesen. Die zwanzig Weiberchen, die für das Behagen des Gastgebers sorgen, sind voll alarmierter Geschäftigkeit und Eredenzen. Sie rennen nicht; es ist eher ein schnelles Wandeln mit eingezogenem Kreuz, vorgeschobenem Schoß und ständigem Beben der Hüften. Verschämt und leicht neroös, wollen sie es um keinen Preis mit dem Hausherrn verderben, der trotz Behäbigkeit ein scharfes Auge hat. So tragen sie ihre Schüsseln mit schier ritueller Geiste und wenn sie servieren, ziehen sie die Lippen ein und die großen Augen fladern angstvoll, während die Fingerchen zittern und die kleinen Brüste von stockendem Atem schwellen. Haben sie nichts zu tun, dann sinken sie im Hockstisch nieder, schlagen gedämpft sichernd ihre dunkelblauen Sarongs in stramme Falten und ziehen die runden Schultern in die bunten Jadenärmel.

Das Luncheon erreicht sein Ende. — „Sie werden sich jetzt niederlegen wollen, Madame?“ fragt Mijneer van Kersten. Und Nora, mit einem Blied auf Rehmerdill: „Sie haben nur zu befehlen, Herr van Kersten.“

„Also gut, ich wünsche Ihnen eine gesegnete Siesta; um fünf wird auf der Veranda Tee serviert.“

Nora und Rehmerdill, beide mit Zigaretten versehen, betten sich auf zwei Strohcoucetten der Halle nächst der Veranda.

Die Jalousien sind heruntergelassen. In der Halle steht ein großer eingelegter Tisch, umringt von Strohseffeln. In einem Paar mächtiger chinesischer Blumenkübel wuchern großblättrige Gewächse. Bis auf müßiges Droschkentrappeln ist es draußen still. Mitten in dieser sumptigen Stille hört man ganz ferne Böllerschüsse. Als Echo klingt nadesseines Singen im Porzellan. Das ist das tägliche Gewitter, das sich meldet. Ein gelbblühender Baum schickt Vanilleduft herein. Zuweilen braust eine blaueschwarze Hummel durchs Haus, das ganz erfüllt ist vom leisen Schnalzen der Tschitschats.

Von Schlaf ist noch keine Rede. Man duselt ein wenig; aber die Gedanken sind aufgestört wie ein Ameisenneft. Erst gestern sind sie von Djokjakarta angelangt, und es ist gewesen, als habe ihnen bei der Bahnfahrt ein Dritter Gesellschaft geleistet; als habe dieser Dritte sie mit verständnislos wühlenden Augen verzehrt, so daß sie nicht recht Atem schöpfen konnten. Nun sind sie ja im Schlupfwinkel. Und die Stimme des Gewitters: ist es das leise Schnarchen des Mannes, der leuchtend in fruchtloser Wut die Wolken schiebt?

Rehmerdills Stirn ist heiß wie ein sonnendurchakühter Ziegel. Natürlich ist es bloß der Sekt, der ihn

nicht schlafen läßt! Denn eigentlich ist er übermüdet. Die Ereignisse der letzten Tage tanzen unter seinen Lidern wie ein stummes Gewühl von Farben und Menschen. Er sucht die Bilder zu erfassen. Doch da verschmilzt alles zu opalfarbenen Höhenzügen, die sich schwellend verändern und Gefahr bedeuten. Dann wieder tritt junges funkelndes Reisgrün, überwirbelt von Benzinwolken, in den Vordergrund, und er sieht aufgepeitschte Staubfahnen unter endlosen Schattenalleen.

Er reißt die Augen auf. Nora dort drüben ist gänzlich im Schlaf ertrunken. Der eine Arm hängt von der Couchette, der andere ruht friedlich im Schoß. Ihr Gesicht ist nicht leidvoll wie damals in „Daendels Hotel“; keine Verfinsterung trübt die eirunde Glätte der Stirn. Ganz in diesem leuchten Weiß liegt sie mit ihren goldbraunen Locken. Zuweilen zuckt ein Nerv an ihrem Bein oder an ihrer Hand... Wie er sie so liegen sieht, ist ihm, als hätten sie beide qualvolle Dinge durchkämpfen müssen mit dem Endzweck einander am Tag der Erfüllung so weiß gegenüberzuliegen, zusammengehörig und erlöst von der Hege irregeleiteter Wünsche.

Die Rolljalousie aus Bambus legt ein Flammengitter auf die Fliesen. Sie narzt leise, denn ein Lüftchen stiehlt sich herein aus dem hohen Blau. Rehmerdill denkt an die Hotels seiner Jugend; er denkt daran, wie damals in Genua — verschollene Welt! — seine Mutter in solchem Sonnendämmer ihren letzten Atem verhauchte. Dumps findet er sich zu Ausgangsorten, und seine Brust ist beklommen wie von vergessener Musik.

Und da es nun so still ist bis auf das ferne Donnern im Blau, kriecht seine Seele ganz zurück. Seine Lider fallen wieder zu. Er wandelt auf dem milchigen Saumpfad von Träumen; er weiß nicht mehr, wie alt er ist. Nur darüber ist er verdukt, daß alle beschlühenden Hände entgleiten. Das verschollene Leben vor seiner indischen Zeit wird wach; in Verkleidungen rührt sich Totgeglaubtes mit all dem Moberduft des längst Versäumten.

Nun wird der Traum deutlich. Da ist wieder das funkelnde Reisgrün. Er sitzt am Steuer seines Autos, doch der Zünder versagt, und er hat keinen Ersatz.

Verzweifelt müht er sich ab, den Motor in Gang zu bringen.

Da kommt Kusuma. Er schnalzt bedauernd mit der Zunge und wandert die endlose Sphomorenallee hinunter; zwischen den Stämmen sieht man sein schmetterlingsbuntes Kopftuch rhythmisch auf- und untertauchen. Schon ist er weit fort; doch als der Doktor seinen Namen schreit, wirbelt er mit dem Stöckchen und winkt anheimelnd zurück.

Koos erscheint, Hände in den Taschen. Er sagt: „Gottverdammt! — Das ist dumm, Doktor.“ Er versucht zu helfen; er bastelt, schnalzt, flucht vor sich hin. — „Ich muß dich verlassen“, meint er schließlich. „Du weißt, wir alle müssen fort...“ Und auch er geht weiter; ab und zu klingt sein Nachen noch auf, wie verhallendes Gebell.

Ein mattes Licht legt sich auf die Szene. Gurren!

erscheint Salbeiblatt; er wiegt sich gefallsüchtig in den Hüften. Als er den Doktor bei so schweißtreibender Arbeit sieht, legt er die gespreizten Hände vor den Mund und läßt ein übles Lächeln hindurchsichern.

Kehmerdill denkt entsetzt: „Zehn Jahre nun schon müß' ich mich ab; und keiner hat mir geholfen. Jetzt ist die Zeit um. Wenn ich nicht vom Fleck komme, geschieht etwas Furchtbares.“ Auf einmal sieht er Nora neben dem Steuerrad im Auto sitzen. Hat er sie denn die ganze Zeit übersehen? Und wiewohl er so beschäftigt ist, spürt er hemmungsloses Mitleid mit ihr. —

„Ich hätte dir schon geholfen“, flüstert sie und deutet listig auf ihr eigenes, blaßes Gesicht, „aber ich konnte nicht. Ich bin zwar ganz gesund, verstehst du. Nur das ewige Veronal macht mich so müd.“ Zusehends verfärbt sie sich. Da sieht er eine düster-gelbe Windhose von hinten herannahen. Vor dieser anrückenden Wand bewegen sich Menschen, die ihm übelwollen; Erdbrink ist an der Spitze, er überragt sie alle. Neben ihm, zeternd, humpernd, mit schauerhafter Behendigkeit die alte de Ruyter und schwenkt einen Fächer aus Banknoten wie ein Corpus delicti erster Klasse. Dann kommt Hendrijs, dann Peter; sie schleppen die atemlose und freischwebende Antja zwischen sich. Eine ganze Phalanx ist es von herzuschnellender Erbitterung, und hinter ihnen wälzt sich das graugelbe Ungemach, das ihn unwiderruflich verschlingen wird. Schon ist Erdbrink in nächster Nähe und seine traurigen Augen drängen lähmend auf den Doktor ein. Und während dieser sich keuchend mit letzter Raserei am Rotor abmüht, fühlt er: „Dies ist der Tod.“ — Sein Herzschlag dornert. Schon kommt der Moment, wo die Verfolger zu pfeifenden Ratten werden und ihn anspringen. Ahrrr... Er schnappt nach Luft und fährt in die Höhe.

Sein Kopf ist in kühlen Duft gebadet. Eine Stimme fragt: „Liebster, was stöhnst du so?“ Hinter dieser Stimme steht der Nachhall eines Donnerchlages und anschwellendes Rauschen von Regen.

Nora kniet an seiner Couchette und hält den Arm um seinen Hals. Noch spinnst sich die gräßliche Vision, buntverbläsend, auf dem weißen Regenschleier weiter. Er starrt in das kleine angespannte Gesicht; das fahle Phantom tritt zurück; die Wirklichkeit behauptet sich lächelnd und gesund. Da atmet er tief beruhigt auf und stößt beruhigt hervor: „Gott sei Dank, daß du mich geweckt hast!“

„Du hast dumm geträumt. Ich bin bei dir! Was war es denn? Ich hatte fast Angst. Mir war zumute, als zerte mich jemand von der Couchette herab.“

In seinem Blick ist noch der Nachschimmer des Entsetzens. „Ich war steckengeblieben, Nora“, stammelt er, „gänzlich steckengeblieben. Kennst du das Gefühl? Ich kam einfach nicht vom Fleck. Und niemand konnte mir helfen.“

„Auch ich nicht?“

Er schweigt. — Sie streichelt seinen Kopf. In ihren Blick tritt eine Fremdheit; sie sieht ihn aufmerksam an. Auf einmal meint er ganz lustig: „Es ist ja gerade, als wollten wir ins Orakeln verfallen. Wenn man so träumt, so sind das die Nachklänge von früher, die einem zusehen.“

„Otto, ich bitte dich, schwache keinen Unsinn. Im Traum kommt einfach heraus, daß du meiner nicht sicher bist. Innerlich sitzt dir noch ein Zweifel. Da muß ich noch einmal gründlich durchfegen. Bildest du dir ein, ich hätte alles aufs Spiel gesetzt, wenn ich meiner und deiner nicht sicher wäre? Solange ich noch ein Wörtchen mitzureden habe, bleibst du nicht stecken. Natürlich sind deine Nerven kaputt, und ich reiße dich noch vollends aus dem Geleise. Bist du aber nicht, wenn man an deine vorherige Einbalsamierung denkt, schon recht beweglich geworden?“ Sie lacht. „Ich werde dir noch beweisen, daß ich dir auf die Beine helfen kann...“

„Bin ich das wirklich wert?“

„Eigentlich nicht, wenn du so albern träumst. Aber schließlich kann der Mensch nichts dafür, was er träumt, nach Sekt und bei 38 Grad Hitze. Dein Kopf war ganz vom Rissen heruntergerutscht... Ich glaube, du bist immer empfindlich gewesen! Und bei deinem weichen Gemüt, geschätzter Freund, hast du allerhand ausstehen

müssen! Wie deine Halscastegattin dir auf die Nerven fiel, kann ich mir sehr gut vorstellen. Deswegen hast du auch wie eine Maschine geschuftet. Daß du nicht zum Milanthropen oder Trinker geworden bist, macht dir alle Ehre. Das imponiert mir.“

Er beißt sich auf die Lippen. Sein Gesicht wird vorübergehend flegig. Er schluckt hinunter.

„Vorläufig bin ich ein undankbarer Kerl und stecke deine Güte ein wie ein Trinkgeld.“

„Nett gesagt. — Aber schließlich gestatte ich es dir ja auch.“

Sie erhebt sich aus der knieenden Stellung und legt sich neben ihn; sie beugt sich über ihn mit einem langen Kuß. Er sinkt zurück. Die eine Hälfte seiner Jacke steht offen und hängt auf der Seite herab. Er versucht sie an sich zu ziehen. Der Brief von Heyermans ist in der Tasche und auch eine gewisse kleine Schildpattbox.

„Ich will aufstehen“, sagt er mit belegter Stimme. — Sie erhebt sich; er raßt den Zipfel an sich und knüpft sich die Jacke zu. Das Papier knistert.

„Es ist Zeit zur Dusche“, sagt sie plöcklich. „Ich laß dich bald in die Kammer...“ — Ihm zunehmend verschwindet sie. Er sieht ihr nach; mechanisch lächelt er den leeren Gang hinunter. Es ist kein ganz offenes Lächeln. Wenn er sich jetzt im Spiegel sähe... Aber wiewohl Miinheer van Kersten über eine Menge der schönsten Brunkspiegel (Marke Warenhaus) verfügt, befindet sich gerade dort, wo Kehmerdill steht, leer; und das ist auch vielleicht gut so. (Fortsetzung folgt.)

Die letzte Liebe.

Von Heinrich Heis.

Täglich, wenn er zum Dienst ging, kam der Kammerhelfer Philipp Winkelmann an jenem Fenster vorüber, wo hinter kleinen Blumentöpfen mit Geranien, Fuchsen und Primeln ein jugendlich-blonder Mädchenskopf über seine Nahrungstisch gebeugt war und aufschauend nur bisweilen mit raschem, heiterem Blick die Straße übermüßte. Es war ein schönes, freundliches Bild, das Winkelmann auf seinem gleichförmigen Weg wie eine Begleitung empfand, von dem er einen Abglanz in die nüchterne Sphäre seiner Dienststunden mit sich nahm. Wenn er nur in die bekannte Straße einbog, hatte er schon eine Vorfreude, als gelte es das Wiedersehen eines guten, alten Freundes. Im Vorübergehen suchte er einen Blick aus den jungen Augen zu erhalten, war froh und glücklich, wenn sich der blonde Kopf hinter den Scheiben erhob und gar ein kleines, kindhaftes Lächeln den Mund umflatterte. Er empfand etwas wie heimliche Vertrautheit in dem tagtäglichen Begegnen, dem kurz getauschten Blick, und vries den günstigen Zufall, der im Strudel der Stadt seinen pünktlich gewohnten Gang gerade an diesem Fenster vorbeiführte.

Philipp Winkelmann war ein später Vierziger, groß und hager, ein wenig gebückt schon von der Last eintöniger Arbeitsjahre; er hatte die Träume seiner Jugend längst hinter sich gelassen und gab sich zufrieden mit einem auskömmlichen, leidlich zu ertragenden Leben. In seinen Adern war das Blut schon etwas schwerflüssig geworden, es hörte nicht mehr auf das Strömen und Klagen lodender Abenteuer, bei dem täglichen Blick auf das Blumenfenster aber schien es schneller zu strömen, und wie aus verschollener Erinnerung kühnte der ernste, dienstbeflissene Winkelmann im Glanz der hellen Mädchenaugen seine eigene Jugend aufzusteigen. Dann straffte er sich höher, sein Schritt wurde leichter und er meinte, ein blander Sonnenschein sei ihm plötzlich auf den Weg geschenkt.

Eines Morgens nun, als ihn der tägliche Weg an dem Fenster vorbeiführte, fand er neben den Blumentöpfen ein Pappschild, darauf ein Zimmer zum Vermieten angeselgt war. Und indem Winkelmann sich häufigen Argers erinnerte, den er mit der Unpünktlichkeit seiner gegenwärtigen Wirtin auszufechten hatte, verspürte er eine große Freude, und bald war sein Entschluß gefaßt, zu Mittag in dem Hause mit dem Blumenfenster vorzusprechen. Er träumte, wie schön es wäre, in Feierstunden sich dem Glanz und Zauber eines Mädchenlächelns hinzugeben, seinen Sonnenschein ganz nahe zu wissen, der ihn jetzt nur mit dem Blick flüchtigen Vorüberstreichens grüßte, und rechtfertigte dann vor sich selber in kühler Überlegung seine Absicht mit dem guten Grund, daß von hier ja der Weg zu seiner Dienststelle kürzer und angenehmer sei. Fast ungeduldig verbrachte er die Arbeitsstunden, und als er mittags an dem Hause klingelte, wurde von einer freundlichen alten Frau ge-

öffnet, die ihm auf sein Ersuchen eine kleine, saubere Stube wies; die lag gerade über dem Blumenfenster, hell blinnte Sonne durch die Scheiben, und heller noch war der Glanz in den fröhlichen Augen des Mädchens, das ein wenig scheu, doch mit heiterer Miene im Türschwamben erschien. Man wurde bald einig, Winkelmann ließ nach Ablauf der Woche seinen Hausrat in das neue Zimmer schaffen und freute sich, eine Heimstätte gefunden zu haben, die ihm in aller Hinsicht gut und angenehm dünkte.

Und wirklich erlebte Philipp Winkelmann in dem Hause mit dem Blumenfenster eine schöne und glückliche Zeit. Die alte Frau Eishöfer umgab ihn mit eifriger Fürsorge, und die kleine, blonde Margrit konnte so lustig lachen und plaudern, bisweilen gar fand der Mieter einen Strauß hunder Feldblumen, von ihrer Hand gesüßelt, auf seinem Tische. In seinen Mußestunden sah er gern mit den beiden Frauen zusammen, sprach über die Ereignisse des Tages, über Ferien und Reisepläne oder las ihnen aus einem seiner Bücher, deren kleine, doch erlesene Sammlung sein besonderer Stolz war. Und zuletzt ergab es sich auch, daß Winkelmann Margrit auf sonntäglichen Wanderungen begleitete. Wie echte gute Freunde schritten sie miteinander, Winkelmann fühlte sich jung werden mit der jungen Anmut des Mädchens an seiner Seite, und von ihren hellen Augen wurde es licht und froh in seinem Herzen. Er wies ihren Blick auf die feierliche Schönheit des Waldes, auf das huschen der Sonnenscheiden im Laubbäume, auf alles winzigste Leben der Natur, sie hörte ihm zu als eine aufmerksame Schülerin, dann aber zog sie ihn selber mit in ihr Spielen und Scherzen, und wenn er wohl mit leiser Bärtlichkeit den Arm um ihre Schulter legte, fühlte er wohl den frischen Duft ihres Haars, den schlanken, ihm vertraulich angeschmiechten Körper und hörte ihres klingenden Lachens Widerhall helltönend in der Seele.

Immer aber blieb etwas Scheues, Angstliches in seinem Gefühl, in der stillen, dankbaren Liebe, die er der jungen Freundin entgegenbrachte. Das empfand er einmal besonders, als sie bei einem Waldbach standen, Margrit sich über den welligen Spiegel beugte, dann aufgerichtet, mit den Augen plötzlich ihm ganz nahe war. Er hätte sie jetzt in die Arme nehmen, sie küssen mögen, und fand nicht den Mut. Irgend etwas lähmte ihn, war es Furcht, sie mit läppischer Gebärde zu kränken, oder gar unbewußtes Ahnen, ihm, dem Älteren, gehöre nicht mehr, was das sichere, raschgewonnene Recht der Jugend war? Aber den Fortgang seiner Beziehungen zu Margrit hatte er zuvor niemals nachgedacht, er hatte sich mit dem gegenwärtigen Zustand wohl und beglückt gefühlt und nur gewünscht, er möge noch lange unverändert fort dauern. Jetzt aber kam quälende Unruhe über ihn, er fühlte sich einen Zwiespalt und ihm war, als erkenne er zum erstenmal, daß er und Margrit verschiedenen Welten angehörten. Er war im Abstieg schon und sah seine Lebenssonne hinter den Bergen versinken; sie stand im frischen Morgen, hatte die Zukunft und das Glück. Er wurde still und traurig, sah des Abends oft allein in seiner Stube und hatte für die besorgten Fragen Margrits und ihrer Mutter nur ein müdes, hilfloses Lächeln.

Wohl gab es auch jetzt noch Wanderungen mit dem jungen Mädchen, aber mit dem scheidenden Sommer wurden sie seltener, und hatte Margrit zu Anfang noch bisweilen um Philipp Winkelmanns Begleitung gefragt, bald hielt sie sich von ihm zurück, wurde scheu und verschlossen. Ein junger Nachbarssohn war häufiger Gast in dem Haus mit dem Blumenfenster, und Winkelmann begriff, daß in Margrit jetzt eine Wandlung vor sich gehe mit einem ersten Erleben fremder Gefühle, daß sie sich mächtig einer Liebe bewußt werde, die von ganz anderer Art sein möchte als jenes ihm, dem Älteren, geschenkte freundschaftliche Vertrauen. Er verstand die Unruhe ihres Wesens, das Schwanken zwischen Furcht und Seligkeit, ihr Staunen vor dem unbekannten großen Empfinden, das ihre ganze Seele gefangen nahm; es war ihm, als fühlte er alle ihre Stimmungen, ihren Kampf und ihr Glück in sich selber mit einer fast heilighen Klarheit. Er wußte, daß für ihn kaum ein Gedanke mehr übrig geblieben und daß doch alles so hatte kommen müssen und daß es wohl auch gut war, und versuchte keinen Schmerz.

Da eines Tages aber, als er still die Treppe hinansteigen wollte in sein Zimmer, flog die blonde Margrit wie ein Sturm auf ihn los, schloß die Arme um seinen Hals und lachte: „Sans hat sich mir erklärt, ich soll seine Frau werden!“ rief sie, „wie bin ich glücklich, du lieber, lieber Onkel Winkelmann!“ Und plötzlich fühlte er auf den Lippen herb-frisch ihren Kuß, jenen Kuß, den er von ihr zu nehmen nicht gewagt hatte und den sie nun, unbefangen und arglos, ihm schenkte wie einem guten alten Anverwandten. Sie wirbelte ihn durch die Stube, lachte ihn an voll strahlenden Jubels und ließ mit Händelatschen fort zur Mutter in die Küche, während er den Hauch ihres Atems noch auf

den Lippen fühlte und ihren kühlen Mädchenuß. Ein Lächeln war um seinen Mund, ein wenig weh, doch ohne Bitterkeit, und ihm schien, als solle dieser Kuß wie ein letzter Abschied der Jugend ihm aus dem strömenden Leben den Weg weisen in ein stilles, wunschloses Alter.

Hygiene und Heilkunde

Das Rätsel des Fiebers. Das Fieber ist eine so auffällige Erscheinung, daß es schon von den ältesten Ärzten beobachtet und in seiner Bedeutung für die Krankheiten erkannt worden ist. Aber über Sinn und Wesen dieser Erscheinung ist man sich lange im unklaren gewesen, und auch heute noch ist das Rätsel des Fiebers trotz aller Untersuchungen der jüngsten Zeit nicht gelöst. Früher hielt man das Fieber für etwas Schädliches und suchte es vor allem zu unterdrücken. Auch heute noch ist diese Anschauung in Latenteisen vielfach vertreten. Aber die Wissenschaft neigt doch der Ansicht zu, daß es sich hier um einen segensreichen Vorgang der Natur handelt, der auf eine Heilung hinielt. Daher sucht man heutzutage in den fieberherabsetzenden Mitteln nicht mehr die Wirkungen, die die Temperatur heruntersetzen, sondern gewisse unangenehme Begleiterscheinungen des Fiebers, die beschleunigte Herztätigkeit und Atmung, Kopfschmerz, Unruhe usw. bekämpfen. Eine Definition des Fiebers ist oft versucht worden; die geistvollste Erklärung hat wohl der Berliner Internist Friedrich Kraus gegeben, indem er es aus einem „Reizzustand des zentralen Regulierapparates“ erklärt, „in welchem sich derselbe verhält wie etwa eine Harfe, in der durch Pedaltritte eine Modulation in eine andere Tonart ausgeführt wird; mit strenger Beibehaltung aller Tonverhältnisse wird das Tonstück aus der einen in die andere Tonart transponiert“. Die Wärmevergänge des Körpers werden also heraufgesetzt, während auf diesem „höheren Niveau“ die Vorgänge im Körper sich weiter abspielen. Der Laie denkt, daß das normale innere Feuer, dessen regelmäßige und so fein regulierte Wärme den Körper vor Abkühlung bewahrt, beim Fieber zu ganz besonderer Glut entfacht wird. Dies ist aber nicht der Fall. Dr. Emil Vent, der in der Frankfurter Wochenschrift „Die Umhau“ die neuesten Ergebnisse der Fieberforschung zusammenfaßt, betont, daß der Fiebernde nicht mehr Sauerstoff aufnimmt und mehr Kohlenäure abgibt als der gesunde Mensch. Von einer Verstärkung des Verbrennungsprozesses kann daher keine Rede sein. Trotzdem ist der Stoffumsatz beim Fieber im allgemeinen erhöht. Diese Erhöhung dürfte aber nur als Begleiterscheinung der erhöhten Muskelaktivität und der beschleunigten Herz- und Atmungsarbeit auftreten. Der Grund des Fiebers ist nicht in einer vermehrten Wärmebildung, sondern in einer verminderten Wärmeabgabe zu suchen. Wir müssen im Fieber eine Störung der Wärmeregulierung des Körpers sehen. Der Eiweißzerfall, der bei hohen Temperaturen über 40 Grad auftritt, bemerkt man in der reichlichen Stoffausscheidung; manche Forscher suchen daraus die allgemeine Entkräftung des Fiebernden zu erklären. Auch eine Erhöhung des Ammoniaks im Verhältnis zum Harnstoff ist festgestellt, wodurch ein gesteigerter Fettsäurefall angezeigt wird. Dadurch erklärt sich die Abmagerung bei anhaltendem Fieber. Auch der Zuckersstoffwechsel erfährt eine Änderung. Die Gewebe des Fiebernden halten besonders viel Wasser zurück, woraus man mit Recht geschlossen hat, daß das Aufnahmevermögen der Zellen für Wasser beim Fieber zunimmt. Dies erklärt sich daraus, daß die Gewebe infolge ihrer Säuerung mehr Wasser absorbieren als im normalen Zustand. Aber alle diese Stoffwechseluntersuchungen haben doch das Rätsel des Fiebers noch nicht gelöst.

Reise u. Verkehr

Täglich 62 000 Platzkarten in der Hauptreisezeit. — 4800 Schlafwagenkarten. Für fast alle in Deutschland verkehrenden D-Züge und Kurswagen werden an den Ausgangsorten Platzkarten ausgegeben, die bequemtlich auch von Auswärtswohnenden brieflich bestellt werden können. Wie beliebt diese überaus nützliche Einrichtung ist, zeigt der Umfang, in dem sie in Anspruch genommen wird. Nach einer Mitteilung des Amtlichen Mitteleuropäischen Reisebüros (MER), dem die Ausgabe der Platzkarten übertragen ist, wurden in diesem Jahr in der Hauptreisezeit zwischen Mai und September durchschnittlich täglich 62 000 Platzkarten ausgegeben. Allein rund 60 Prozent davon entfallen auf die von Berlin aus verkehrenden Schnellzüge. — Für die in den meisten Nachtschnellzügen verkehrenden Schlafwagen gelangten in dieser Zeit allnächtlich 4800 Plätze zur Verteilung, von denen ungefähr 30 bis 40 Proz. auf die Reichshauptstadt entfallen.

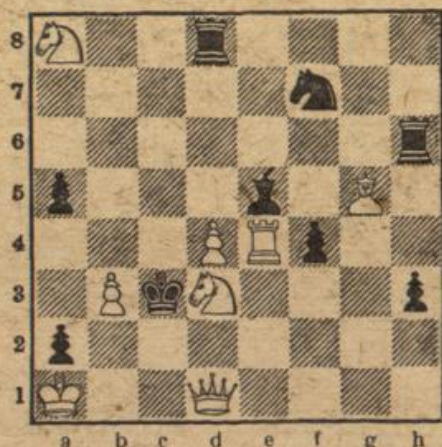


Schach



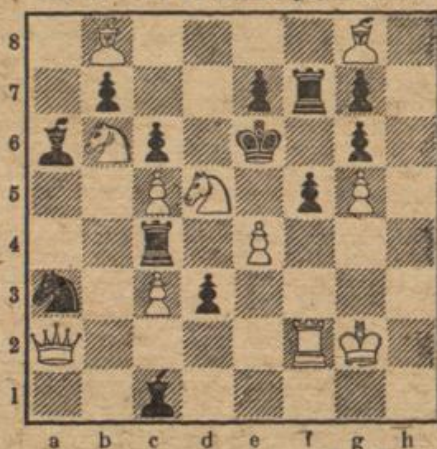
Bearbeitet von Gustav Mehr.

Nr. 87. J. J. Ebben, Helmond.



Weiß: Kd1, Dd1, Te4, Lg5, Sa8, d3, Bb3, d4.
Schwarz: Kc3, Td8, h6, Le5, Sf7, Ba2, a5, f4, h3.
Matt in 3 Zügen.

Nr. 88 W. C. Muller jr., Bussum.



Weiß: Kg2, Da2, Tf2, Lb8, g8, Sb6, d5, Bc3, c5, e4, g5.
Schwarz: Ke6, Tc4, f7, La6, c1, Sa3, Bb7, c6, d3, e7, f6, g6, g7.
Matt in 3 Zügen.

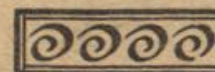
Die erste Partie des Weltmeister-Turniers, das augenblicklich in Buenos-Aires zum Austrag kommt.

Die Schachspalte brachte gleich nach Erscheinen die nachstehende Partie, jedoch ohne jede Glossierung. Inzwischen sind die Betrachtungen über dieselbe von Dr. Lasker erschienen. Bei dem großen Interesse, welches diese Betrachtungen verdienen, ist eine nochmalige Wiedergabe der Partie nebst den Anmerkungen des Alt-Weltmeisters gewiß manchem Schachspieler willkommen.

Weiß: Capablanca, Schwarz: Aljechin.

1. e4-e6, 2. d4-d5, 3. Sc3-Lb4, 4. exd5. Hiermit wird baldiger Ausgleich erzielt, da nun der Lc8 wieder frei wird. 4. ... exd5, 5. Ld3-Sc6, 6. Se2-Se7, 7. 0-0-Lf5, 8. Lxf5. Das ist ein wenig ängstlich. Normal wäre 8. Sg3, worauf sich bei 8. Sxd4, 9. Sxd5 oder 9. Lxf5 die Mitte öffnet. 8. ... Sxf5, 9. Dd3-Dd7. Bei 9. Lxc3 käme 10. Sxc3-Sxd4, 11. Te1+ oder 11. Le3 und der Bauer wäre nicht zu halten. 10. Sd1-0-0, 11. Se3-Sxe3, 12. Lxe3-Te8. Weiß hat nichts erreicht. Schwarz steht fest und hat als Erster die freie Linie gewonnen. Das Manöver Sa5 wirkt als latente Drohung mit,

da e4 ein wenig schwach. 13. Sf4. Hier steht der Springer recht ungünstig. Offenbar ist diese Position nur als vorübergehend gedacht, der Springer strebt wohl nach d3. Auch spielt Capablanca mit einem Angriff gegen d5, etwa mit Db5. 13. ... Ld6. Das liquidiert die Drohung. Wenn Weiß will, kann er nun mit Sxd5 den h-Bauern für den d-Bauern hergeben, aber im Hinblick auf die offene Linie will er die Stellung des Königs nicht schwächen. 14. Te1. Nun wird Capablanca von dem ihn sonst beherrschenden Instinkt der Sicherung verlassen. Angezeigt war entweder Sxd5 oder Td1. Infolge dieser Unterlassung erringt Schwarz einen Vorteil. 14. ... Sb4! 15. Db3-Df5. Weiß ist in Schwierigkeiten. Bei 16. Sd3-Sxd3 erhält er einen häßlichen Doppelbauern. Wenn 16. Tc1-Lxf4, 17. Lxf4-Dxf4, 18. Dxb4-Te2 steht Schwarz recht gut. Immerhin mußte er eine dieser beiden Varianten wählen. 16. Te1-Sxc2. Damit gewinnt Schwarz einen Bauern. Weiß glaubt wohl Angriff zu erhalten, aber die Stellung von Schwarz ist zu fest. 17. Txc2-Dxf4, 18. g3-Df5. Präzises starkes Spiel des Schwarzen! 19. Te2-b6, 20. Db5-h5. Schwarz droht h5-h4-h3. Die Schwäche des Weißen auf den weißen Feldern ist deutlich. 21. h4-Te4, 22. Ld2. Weiß will den Gegner einschüchtern oder sieht die Nutzlosigkeit reiner Defensive ein. 22. ... Txd4, 23. Lc3-Td3. Nun ist es an Weiß den Nachweis zu führen, daß er Angriff hat. Es ist damit nicht viel. Immerhin gewinnt er einen Bauern zurück. 24. Le5-Td8, 25. Lxd6-Txd6, 26. Te5-Df3. Das ist am besten. Natürlich nicht Dg6, 27. Tg5. 27. Txf5-Dxf5, 28. Te8-Kh7, 29. Dd3+-Dg6, 30. Dd1-Te6, 31. Ta8-Te5, 32. Txa7-c5. Weiß hat seine zwei Bauern wiedergewonnen, aber Schwarz beherrscht die Mitte. 33. Td7-De6, 34. Dd3+-g6, 35. Td8-d4, 36. a4-Te1+, 37. Kg2-Dc6+, 38. f3-Te3, 39. Dd1-De6, 40. g4-Te2+, 41. Kh3-De3, 42. Dh1-Df4, 43. h5-Tf2. Aufgegeben. Das Spiel von Aljechin war wohl nirgends zu verbessern.



Rätsel



Bilderrätsel.



Arithmetische Aufgabe.

Jemand spielt mehrere Lose in der Lotterie. Er zahlt für jedes 30 Mark. Drei Lose fallen durch, auf jedes andere Los gewinnt er 48 Mark. Insgesamt hat er 36 Mark Ueberschuß. Wieviel Lose hatte er?

Logograph.

Sch beim Scheibenstand,
M bei Kopf und Hand,
Gr in der Suppe, hingegen
Pf stets auf feuchten Wegen.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 247.

Bilderrätsel: Dein Schicksal ruht in deiner eigenen Brust. — Silbenrätsel: Gaëta, Rosmarin, Januar, Grobelter, Baßgeige, Hobelbank; Emanuel Geibel. — Trennung: Einwurf, ein Wurf.

Richtige Lösungen sandten ein: Heinrich Dienstbach, Martel-Grote König, Anton Krahn, Frau Elsa Mehl, sämtlich aus Wiesbaden; Hilde Häupler aus Sonnenberg; Alvin Ochs aus Erbenheim; Louise Gänther aus Schmerstein a. Rh.; Otto Prückel aus Hahn i. T.; Eisel Erhardt aus Mainz.